

II. Bilder aus dem holländischen Leben.

1. De Ruiters erste Seeschlacht.

(26. August 1652.)

Der Morgen des Schlachtentages brach an. Der Himmel schimmerte in reinem Blau; die See war glatt wie ein Spiegel, und nur, wenn von Zeit zu Zeit ein leiser Luftzug die Wasserfläche streifte, zeigten sich hier und dort einige Raizenpfoten. Umsonst war bei dieser Windstille die versuchte Annäherung an Englands Flotte; de Ruiters mußte sich damit begnügen, jede leichte Brise zu benutzen, um einige Spannen weiter zu kommen und bis auf Schußweite die Engländer zu erreichen.

Diese lagen still und unbeweglich in dem heimischen Elemente. Es war eine stolze Reihe von Schiffen, einige und vierzig an der Zahl, also den Holländern um ein Bedeutendes überlegen. Auf dem linken, sowie auf dem rechten Flügel lag ein Sechzig-Kanonenschiff. Am Bord des „Alfred,“ eines Fregattenschiffes von vierzig Kanonen, hatte der Vice-Admiral Georg Albue seine Flagge aufgezogen.

Gegen drei Uhr Nachmittags frischte die Brise so stark auf, daß die holländische Flotte, kaum dreißig Schiffe groß, mit denen sie noch einige sechzig Kauffahrer beschützen sollte, vorrücken und eine Stellung einnehmen konnte. Der Commandeur hatte sie in drei Geschwader getheilt. Im Centrum befand sich das Admiralschiff

„Neptunus“ von achtundzwanzig Kanonen, von dessen Gallerie aus de Ruiter den Angriffsplan leitete. Das Geschwader des rechten Flügels befehligte der zweite Commandeur, Capitain Joris Pietersen van dem Brooke, am Bord des „Westergo;“ auf dem linken Flügel hielt mit dem Dreißig-Kanonenschiff „Rotterdam“ der Schout-by-Nacht, Capitain Jan Aartsen Verhaaf. Bei jedem dieser Geschwader befanden sich zwei Brander. Die Kauffahrer wurden sorgfältig geprüft; zehn derselben, welche wohlbewaffnet waren, stellten sich in die Linie, die übrigen zogen sich zurück, von dem „Erzengel Michael“ und dem „Prinzen von Dranien,“ zwei leichtbewaffneten Schiffen, geschützt.

Als Alles geordnet war, überslog de Ruiter die Linie noch einmal mit prüfendem Blicke und ertheilte dann den Schiffen das Signal „Vorwärts!“ Die halbgesenkten Marssegel stiegen in die Höhe, die Schooten des Fock- und des Großsegels fielen vor, und mit scharfer Backstagskühlte setzten die holländischen Schiffe auf die englische Linie ein. Jedermann war auf seinem Posten: die Toppgasten in der Mars, die Zimmerleute bei ihren Kisten, die Kanoniere auf den Schanzen und im Zwischendeck. Während dieser hastigen Beweglichkeit der holländischen Schiffe herrschte auf der englischen Seite Todtenstille, und als de Ruiter mit dem „Neptunus“ die Linie zu durchbrechen suchte, schlug der Wachtmann auf Georg Ascue's Schiff das achte Glas der Nachmittagswache, als ob es im tiefsten Frieden in dem sichersten Hafen läge.

Die beiden Admiralschiffe liegen einander gegenüber und begrüßen sich sogleich mit der glatten Lage; zur selben Zeit beginnt das Gefecht auf allen Theilen der Linie. Der Angriff, von beiden Seiten wohl überlegt, wird mit dem größten Eifer fortgesetzt, und bald ist Alles rings umher in einen solchen Pulverdampf gehüllt, daß jedes Schiff nur auf das ihm zunächstliegende zu sehen vermag; die obere Leitung hört auf, und jeder Capitain ist sich selbst überlassen.

Plötzlich frischet der Wind mächtig auf und reißt die starre Wolke auseinander. Ein flüchtiger Blick ist den Niederländern auf die Linie Englands gegönnt, und es zeigt sich, daß diese fast überall angegriffen ist. Da segelt der Ostindiensfahrer „Strauß,“ befehligt von dem tapfern Friesen Douwe Lukes, auf den noch am wenigsten bedrängten Theil der englischen Linie ein.

„Hurrah, Jüngens!“ ruft Capitain Lukes, den Hut schwenkend. „Acht auf die Geschütze! Wir wollen uns ein Paar von diesen schmucken Kerlen als Preisen ausbitten und sie vorher ein wenig mit unseren Kugeln anbohren! Branssegel auf!“

Nur mit Zagen haben die Matrosen des Ostindiensfahrers die Befehle des Capitains vollzogen. Sie murren bei jeder neuen Ordre und brechen zuletzt in offenen Widerstand aus.

„Nein, wir brauchen's nicht!“ rufen Einige. „Wir sind im Dienst der Compagnie, und nicht der Staaten! Was haben wir davon, wenn sie uns Arm und Bein zerschießen?“

„Laß die Holländer für sich selbst sorgen!“ sagt ein Zweiter. „Ich bin ein Franzose und kümmerge mich den Teufel um ihre Schlachten!“

„Und ich bin ein Russe!“

„Und ich ein Deutscher! Hamburg ist mein Vaterland! Wäre ich in Hamburg!“

„Was giebt's da?“ ruft plötzlich eine Donnerstimme, und die Riesengestalt des Friesen-Capitains steht zwischen den Meuterern. Er ergreift die ihm zunächst Stehenden und schlägt ihre Köpfe so heftig zusammen, daß sie besinnungslos hinfallen. Wollt Ihr nicht fechten, Ihr Hunde? Wartet! Ich will Euch die Courage einpumpen! Redet nur ein Wort! Wollt Ihr jetzt oder nicht?“

Aber von allen Enden des Verdecks, aus den Marsen und vom Zwischendeck herauf schreit es wie aus einem Munde: „Nein! Nein!“ und die Aufregung wird so allgemein, daß selbst der Mann

am Steuer seine Pflicht vergißt und das Schiff in den Wind giert.

Der Capitain steht einen Augenblick lang starr, und während das Geschrei um ihn her immer heftiger wird, wurzelt sein Auge fest am Boden. Aber plötzlich reißt er sich empor; einen Blick der grenzenlosesten Verachtung wirft er auf die tobenden Matrosen, und nach dem Hinterdeck springend, ruft er: „Wenn Ihr Hunde nicht mit mir fechten wollt, so sollt Ihr mit mir tanzen!“ Er reißt einem Kanonier die brennende Lunte aus der Hand und fliegt dem Eingange der Kajüte zu: „Nun, meine Jungen, wie ist's? Habt Ihr Lust zu einem tüchtigen Sprunge in's Blaue hinein, so sagt's, und ich springe mit Euch; sonst aber liegen dort die Engländer! Besinnt Euch schnell, die Pulverkammer ist nicht weit!“

Eine tiefe Stille herrscht auf dem Verdeck.

„Schnell, Leute Ohne Umstände! Ich bin zur Hand, und die Lunte brennt. Hört Ihr's, wie es d'rüben donnert? Das ist ein lustiger Todtengesang! Gute Nacht!“

Er ist im Begriff, die Kajüte hinabzusteigen, als der Hochbootsmann aus dem Kreise der Matrosen tritt, die schon lange mit einander flüsterten. „Mit Verlaub, Capitain! Könnt Ihr uns unsere Dummheit vergeben?“

„Das kann ich, wenn Ihr Euch besonnen habt! Was wollt Ihr denn nun eigentlich?“

„Fechten, Capitain! Hurrah unsere Flagge!“

„Hurrah!“ ruft Douwe Lukes und schwingt die Lunte um seinen Kopf. „Strafft die Marssegelsalle und holt die Fockshoote an. Einen halben Strich anlusen am Steuer, da hinein zwischen die beiden Engländer! Hurrah! Stramm geht er! Acht auf die Kanonen!“

Der „Strauß“ rückte rasch vor und schoß zwischen die bezeich-

neten Fahrzeuge der englischen Linie, die von den Matrosen mit Jubelgeschrei begrüßt wurden.

„Wohlgethan!“ rief der Frieze. „Feuer! Werft das große Marssegel back und viert die Klüverschoote ab! — Feuer! — Das Schiff steht! — Feuer! Hurrah!“

Die Geschütze des Ostindienfahrers donnerten über die See hin, und die Kugeln bohrten sich fest in das englische Plankenwerk. Die Schüsse waren so wohl gezielt und trafen so sicher, daß schon nach der dritten Lage die Seitenborde klafften und das Wasser von allen Seiten hineinströmte, so daß ein großer Theil der Leute von den Geschützen und Segeln weggenommen und an die Pumpen commandirt werden mußte. Aber nur kurze Zeit vermochten sie den Kampf mit dem Elemente zu bestehen; das Wasser stieg immer höher, und beide Schiffe sanken bis zur Deckslast unter, während die Matrosen sich in die Böte oder in die offene See stürzten.

„Hurrah!“ rief Douwe Lukes. „Die haben wir besorgt! Jetzt ist freie Fahrt! Haltet die Ruderpinne fest! Steuert Cours auf das offene Wasser hinaus, damit wir sehen, wo unsere Hilfe sonst Noth thut! Jungens! Einen Schluck Genever! Was ist besser, fechten oder tanzen?“

„Fechten!“ riefen Alle wie aus einem Munde, und der Utkieffmann meldete: „Segler am Bug!“

„Hollah! Whoi!“ rief Douwe Lukes herüber. „Wen haben wir da? Alle Wetter! Das ist de Ruiter! Frisch, Jungens! Hurrah!“

„Hurrah!“ erscholl es von dem Schiffe des Commandeurs, und der Frieze rief: „Alles wohl bei mir! Zwei Engländer habe ich in den Grund geschossen, und die Passage ist frei.“

„Dank für die gute Botschaft!“ antwortete de Ruiter. „Mein „Neptunus“ war der Erste, wie es sich für so'n Heidenkerl von Gott gebührt! Aber noch sind wir nicht am Ende! Dort steuert Lord

Abcue; er hat es auf unser Centrum abgesehen und will durch, um unsere Kauffahrer zu schädigen; nicht umsonst hat er die Brander an sich gezogen. Ich will ihm diesen Bissen versalzen! Haltet Ihr mit?"

„Ich halte!“ rief Douwe Autes jubelnd. „Mylord Admiral, meine Kanonen sprechen friessisch! Feuer! Ha! ha! ha! den Besanbaum gerade durchgeschossen und Sr. Herrlichkeit vor die Füße geworfen. Fünf Gulden zahle ich für den Schuß!“

Mit vollen Segeln drangen der „Neptunus“ und der „Strauß“ auf das englische Admiralschiff ein; dieses nahm den Kampf an, und bald war wieder Alles in dichten Pulverdampf gehüllt.

Während die Schlacht sich im Centrum und zu beiden Seiten desselben möglichst zu Gunsten der Niederlande stellte, hatten die äußersten Enden der holländischen Linie weniger Aussicht auf einen glücklichen Erfolg. Die beiden Sechzig-Kanonenschiffe, welche diesen Stationen englischer Seits gegenüber lagen, unternahmen einen heftigen Angriff; das Feuern wurde fast keinen Augenblick unterbrochen, und die Seefoldaten, welche mit trefflichen Büchsen bewaffnet in der Mars lagen, zielten so gut, daß sie den Holländern manchen tüchtigen Mann weggeschossen.

Eine dieser Büchsenkugeln fliegt auf das Hinterdeck des Schoutby=Nacht=Schiffes „Rotterdam“ und reißt den Capitain Jan Nartsen Verhaaf zu Boden.

Ein Schreckensruf hallt über das Verdeck hin; der erste Lieutenant, ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, eilt herbei und wirft sich neben dem Verwundeten auf die Kniee: „Vater! Um Gotteswillen, lieber Vater! Ihr seid verwundet?“

Mit emsiger Sorgfalt beschäftigt sich der Sohn um den Vater, aber Niemand achtet unterdessen auf das Schiff; die Kanonen des „Rotterdam“ schweigen, während die sechzig Kanonen des gegenüberliegenden „Seymour“ ein starkes Feuer eröffnen und das hol-

ländische Flügelschiff furchtbar zurichten. Da schlägt der Verwundete die Augen auf und blickt umher. Er überschaut die Lage der Dinge mit einem Blicke; lächelnd drückt er dem Sohne die Hand und flüstert ihm zu: „Ich danke Dir, Jan!“ dann aber spricht er ernst: „Achte auf des Landes Dienst!“

Der Lieutenant umarmte den Vater, dann sprang er auf die Schanze, und während einige Matrosen den Verwundeten in seine Cajüte trugen, führte Jener das Commando weiter. „Nächt meinen Vater, der auch Euch ein Vater war!“ rief der Lieutenant. „Feuer!“

Die Matrosen des „Rotterdam“ gehorchten willig dem jugendlichen Führer. Unererschrocken, nicht achtend den sicheren Tod, der ihnen aus den sechzig Feuerschlünden des „Seymour“ entgegenflog, drang ihr Schiff auf diesen ein und lag ihm nahe zur Seite, als der „Oranienbaum“ und der „Friede“ erschienen, um ihn zu entsetzen.

„Hurrah! Hurrah!“ erscholl es am Bord des „Strauß,“ und „Hurrah! Hurrah!“ erscholl es am Bord des „Neptunus.“ Das englische Admiralschiff war furchtbar zugerichtet; es zog seine Marssegel auf, ließ sie von dem Winde fassen und jagte zwischen den beiden Holländern mitten durch auf die hohe See hinaus.

„Da läuft er! de Ruiter! da läuft er!“ schrie Douwe Aukes durch sein Sprachrohr hinüber. „O Thro Herrlichkeit! Lade Euch auf ein Glas Capwein zu Gast! Ha! Ha! Ha! Mylords Hochmuth ist klein genug, davon zu laufen! De Ruiter! Hier ist gut ausgeräumt! Seht! ein, zwei, drei Engländer hinter ihrem Admiral her! Sie haben ihm etwas zu sagen vergessen und wollen's ihm an Bord bringen, ehe die Sonne untergeht! Sollen sie so davonkommen?“

„Ihnen nach, Douwe Aukes!“ rief de Ruiter. „Sankt Peter“ und „Gelderland“ sollen Dir folgen. Gieb wohl Acht, daß Du siehst, wo sie bleiben!“

Douwe Aukes antwortete mit einem lauten Hurrah und setzte Cours auf den Spiegel des englischen Admiralschiffes. De Ruiter ließ vom Winde abfallen, schickte dem Friesen die genannten Schiffe zur Hilfe und hielt nach dem rechten Flügel ab, wo die Kanonade schwächer wurde und die Holländer zu weichen begannen. Ueberall war der Sieg sonst erfochten, keines der englischen Schiffe hielt mehr Stand; die meisten suchten den Hafen von Plymouth zu erreichen, während die übrigen ohne Ueberlegung in den dämmern- den Abend hineinsteuerten, um nur aus dem Bereiche der siegreichen holländischen Schiffe zu kommen. Aber auf dem rechten Flügel lag das englische Linien Schiff „Centaur“ von sechzig Kanonen, dem „Westergo“ des Vice-Commandeurs Joris Pietersen gegenüber und hatte die geringen Mittel desselben fast erschöpft. Schon ward das Feuer des Niederländers schwächer, und es war die Rede davon, ob man die Flagge streichen oder das Schiff in die Luft sprengen solle, als sich der Commandeur, der krank darnieder lag, von vier Matrosen auf das Berdeck tragen ließ.

„Werdet nicht lässig, Holländer,“ rief Joris Pietersen, sich mühsam aufrichtend. „Hier bin ich, mitten unter Euch! Bisher war die Krankheit mein Herr, aber nun habe ich sie besiegt, und sie soll mir Nichts anhaben. Hurrah, Leute! Noch einmal an die Kanonen! Jetzt muß uns Sieg werden!“

Die Matrosen stürzten sich wieder auf die Schanzen und in das Zwischendeck; die Schlacht begann auf's Neue, und während die Geschütze unausgesetzt donnerten, rückte das Schiff selbst dem „Centaur“ so nahe, daß dieser sich entschließen mußte, zurückzuweichen, um Raum zum Schlagen zu behalten.

„Tragt mich oben auf das Dach der Hütte!“ befahl Joris Pietersen, „damit ich Alles sehen kann, Alles! Da läuft er schon! Gönnt ihm den Raum nicht! Ha, da kommt Entschluß!“

Und auf der anderen Seite des Engländers erschien der „Neptu-

nus.“ Von beiden Seiten angegriffen und eingeschlossen, folgte der „Centaur“ dem Beispiel seiner Freunde; seine Masten bedeckten sich von oben bis unten mit Leinwand, und er flog vor dem Winde hin, während der „Neptunus“ in sein Kielwasser lenkte.

Auf dem Gesichte Joris Pietersen's strahlte ein selbiges Lächeln; er sah seine Officiere um sich versammelt und reichte ihnen die Hand: „Ich sterbe auf dem Meere, dem ich gebiet mein Lebelang! Ich sterbe leicht, denn kein Auge weint um mich daheim! Ich sterbe glücklich, mitten im Siege, mitten im Jubel des Kampfes! Wenn Ihr mich begrabt, legt mir einen schweren Stein zu Fuß und zu Häupten, damit die Wellen mich nicht wegreißen von diesem Siegesplatz! — Grüßt unseren Commandeur!“ Er schloß die Augen und sank auf sein Lager zurück. Die Officiere standen tiefbewegt umher.

Bei einbrechender Dunkelheit hatte de Ruiter die Verfolgung aufgegeben. Er erfuhr das nahe Ende seines Nächst-Commandirenden und begab sich zu ihm. Die Hand des Sterbenden fassend, beugte er sich über ihn und sagte: „Joris Pietersen, mein Freund! Bist du schon hinüber? Joris Pietersen!“

Der Sterbende schlug noch einmal die Augen auf, lächelte dem Freunde zu, läspelte „Sieg!“ und hauchte seinen Geist aus.

De Ruiter war tief bewegt: „Er ist hinüber! Wohl ihm! Wer weiß, ob uns einst ein so beneidenswerther Tod beschieden ist! Mitten im Kampfe! Im ersten Rausche des glücklich errungenen Sieges!“

Er kehrte gedankenvoll an Bord seines Schiffes zurück. Hier hatten sich fast alle Capitaine eingefunden und jubelten ihm entgegen: „Heil de Ruiter! Heil dem Sieger von Plymouth! Heil!“

Aber er wies die Männer ernst zurück und sagte: „Nicht mir, nicht Euch verdankt Holland diesen Sieg. Wir stritten gegen eine große Uebermacht, mit geringen Mitteln gegen die wohlgerüstete Flotte Englands! Mit uns war Gott der Herr sichtbarlich, ihm danken wir allein den Sieg! Ihm sei allein die Ehre!“

Der Reiter entblöste sein Haupt und kniete nieder; die Capitaine und Officiere, die Matrosen und Soldaten folgten seinem Beispiel. Der Geistliche des Schiffes trat in die Mitte und sprach ein inniges Dankgebet. Dann stimmte er einen feierlichen Lobgesang an, und dieser verbreitete sich von Schiff zu Schiff bis zu den fernabliegenden Kauffahrern. Die Luft war still und ruhig; einzelne Sterne blinkten; am westlichen Horizont verschwamm der letzte Schimmer des Tages; das Meer rauschte leise auf, und die schweigende Nacht umhüllte das All mit ihrem undurchdringlichen Schleier.

2. Die holländischen Schleusen.

Die französischen Vorposten standen bereits über Norden hinaus. Ein Trupp Reiter hatte sich um ein helles Feuer gelagert; man rückte die Kessel näher, rupfte einige Hühner und schlachtete ein Kalb, willkommene Beutestücke, die so eben von einem Streifzuge eingebracht waren. Die Sonne berührte mit dem unteren Rande den Horizont, und die weite Landschaft glühte im röthern Scheine. Das Gras auf den Wiesen war welk, und die breiten Gräben, welche sie durchschnitten, bis auf den letzten Tropfen ausgetrocknet.

„Ventre Saint Gris!“ rief ein härtiger Reiter, „das wird eine leckere Mahlzeit, wie uns lange keine zu Theil geworden, denn die guten Bissen werden bei diesen Mynheers verdammt schmal!“

„Müssen ihnen einmal wieder das Fell ausklopfen,“ antwortete einer von Condé's schwarzen Mousquetaires, „damit sie ein wenig geschmeidiger werden! — Da, dieses Faß mit Branntwein habe ich von einem keizerischen Pfaffen erpreßt, der bei Seele und Seligkeit betheuerte, er habe keines Strohhalmes Werth mehr in seinem Hause.“

„Laßt uns gleich versuchen, was es für eine Art Stoff ist!“ sprach der Reiter. „Ich gebe den Braten, Du giebst den Trunk,

das ist kameradschaftlich; Teufel das ist stark! Giebt's hier nicht einen Schlauch voll Wasser, um eine gute Mischung daraus herzustellen?"

„Wasser? Ich glaube, man könnte hier zwanzig Fuß tief graben, ehe auch nur ein Tröpfchen aus dem Lehm hervorsickerete. Seit Mittag haben wir nichts mehr in den Schläuchen, und immer bleibt die Zufuhr aus.“

„So müssen die Sappeurs darnach graben! He, Hollah!“

„Horch! Stille da, einen Augenblick! War es mir doch, als donnere es.“

„Ihr seid nicht klug, Sergeant! Donnern, bei dieser schönen heitern Luft?“

„So hört doch nur hin! Sperrt die Ohren auf. Ist das kein Donner?“

„Nein! Donner ist es nicht! Aber ein eigenthümliches dumpfes Rauschen. Es scheint auch, als ob es immer näher käme. Was mag es sein?“

Die Soldaten hatten das Faß, sowie die Bratenwender verlassen und steckten die Köpfe zusammen.

„Mort de ma vie!“ rief der Mousquetaire, „wenn es nicht ganz unmöglich wäre, so wollte ich einen Eid schwören, das sei Wasser.“

„Wasser! Ha! Ha! Wo soll hier Wasser herkommen? Und mit solchem Getöse! Ihr seid nicht klug. Was sagt Ihr, Jérôme?“

Jérôme, ein kräftiger Büchsenspanner, der aus der Bretagne gebürtig war und längere Zeit das Fischerhandwerk getrieben, hatte sich auf seine Büchse gestützt und horchte angestrengt hin. „Das ist doch Wasser! Bei der unbesleckten Jungfrau Maria, so wahr ich selig zu werden hoffe, das ist Wasser! Gerade so brauste und zischte es, wenn ich Nachts in meiner Fischerbarke aufwachte, und die einsetzende Fluth gegen die Ufer heranrauschte. Dann war immer bald darauf der Teufel los, und es passirte irgend ein Unglück, woran

vorher Niemand gedacht hatte. Hilf uns, Gott! ich glaube, hier ist es auch nicht geheuer.“

Er blickte scheu um sich, und Alle folgten seinem Beispiel; die Furcht ist ansteckend.

Die Dämmerung brach tiefer herein. In geringer Entfernung von dem Vorposten zog ein Trupp Flüchtlinge die Straße. Man hatte sie von Haus und Hof vertrieben, und sie wanderten mit der mühsam geretteten Habe in das ungewisse Glend.

„Da ist frische Beute!“ rief ein halbbetrunkener Reitersknecht. „Wer geht mit? Wir theilen Alle?“

„Steh still, Kerl!“ rief der Bretagner, ihn beim Schopfe fassend und zu Boden werfend. „Willst rauben und plündern in dem Augenblick . . . Horcht! — Da braust es stärker gegen uns heran, und die Dämmerung bricht so schnell herein, daß man in der nächsten Entfernung nichts mehr zu erkennen vermag. — Laßt die Beute da ihres Weges ziehen und gebt ihnen lieber noch einen Zehrpennig mit auf den Weg. Horcht! Horcht! Abermals! Das ist die See, die schäumende See! Sancta Maria! Ora pro nobis!“

Der Bretagner warf sich in die Knie und betete eifrig. Mehrere folgten seinem Beispiele; die übrigen steckten die Köpfe zusammen und flüsterten mit einander. Keiner wagte ein lautes Wort.

Da sprengte ein Reiter die Straße nach Norden entlang; er trug die Uniform der Turenne'schen Leibtrabanten und kam hart an den Vorposten vorüber.

„Helft Euch selbst! Rettet Euch, so gut Ihr könnt,“ rief er, einen Augenblick anhaltend. „Alles ist verloren.“

„Was giebt's, Kamerad? Was ist geschehen?“

„Die Schleusen sind geöffnet,“ rief er im Weitersprengen. „Von allen Seiten dringen die Meereswellen durch Dämme und Deiche herein. Ganz Holland geräth unter Wasser, und wir müssen Alle jämmerlich ertrinken.“

Der Reiter flog seine Straße dahin, gespornt von Angst und Entsetzen, geleitet von dem Weheruf der zurückbleibenden Soldaten.

„Helft! Helft! — Laßt uns eilen, davon zu kommen. Her meinen Mantelsack! — Um Gotteswillen schnell! — Die Wellen sind schon hinter uns her!“ So riefen die Soldaten in wilder Hast durcheinander, ihre Habseligkeiten zusammenraffend und in blinder Unordnung dem Reiter folgend, der schon längst hinter den aufsteigenden Nebeln verschwunden war.

Die Gräben und Canäle waren gefüllt, aber das Wasser ruhte nicht darin, wie eine heitere Spiegelfläche; es tobte und wüthete, als ob es vom Gewittersturme gepeitscht und aufgerüttelt würde, es stieg Zoll um Zoll, Fuß um Fuß bis über den Bord hinaus und überströmte Gärten und Felder, Moor und Wiesen.

Ein Dorf lag an der Straße, vom Silberschimmer des Mondes übergossen. An dem letzten Hause desselben pochte ein Mann: „Se, Hollah! Aufgemacht!“

„Was giebt's draußen?“

„Steht auf! Gilt Euch! Die See kommt in's Dorf!“

„Ihr seid verrückt!“

„Sie kommt, sage ich! Ich bin's, Nachbar Storm. Hört Ihr's denn nicht donnern? Ich muß die Andern wecken.“

Und weiter eilte er, die Dorfstraße entlang, über den Kirchhof weg, zum Thurm nach dem Glockenstrang greifend. Auch von anderer Seite her ist die Warnung erschollen; Lichter blitzen auf; die Wasser rauschen durch die Nacht heran, und der weiße Gischt spritzt hoch empor; das Sturmläuten tönt bang und schaurig und mischt sich mit dem Angstgeschrei der Weiber, die hinausstürzen in's Freie, rath- und hilflos nach den Männern rufend und angstvoll die Kinder suchend, die sie selbst in den Häusern zurückgelassen haben.

„Wohin ziehen wir in der Nacht mit den Kranken und Preshaften, Nachbar?“

„Ich weiß nicht! Laßt's den Prediger sagen oder den Schulzen. Mein Verstand ist hin!“

„Helst mir mein krankes Weib forttragen, Nachbar Klaus! Sie jammert sich zu Tode!“

„Seht Ihr nicht, daß ich auf jedem Arme eines meiner gebrechlichen Kinder habe? Helst Euch selbst.“

„Ach Gott, ach Gott! Ich armes Weib! Mein Spinnrad steht noch darin, und der ganze Rocken ist noch voll Flachß. Wo geht es denn nun hin?“

„Dort hinauf nach Bockholt zu!“

„Nein! Da nicht! Da ist's Unheil auch schon,“ sagt der Schulze, „wir sollen hier links gehen nach Martendal.“

„Geht Ihr links, ich gehe zum Better nach Bockholt.“

„Und ich da hinaus. — Laßt mich los, alter Weber, und hängt Euch sonst wo an; hier ist sich Jeder selbst der Nächste!“

„Wie das braust! Es wird uns über dem Kopfe zusammenschlagen, ehrwürdiger Herr!“

„Muth, meine Kinder!“ rief der Prediger. „Wir suchen die Straße nach Amsterdam!“

Und in Zeit von einer Stunde war eine ganze friedliche Einwohnererschaft aus ihrer Heimath vertrieben; klagend und weinend suchte Jeder die von ihm gewählte Straße, aber die rastlosen Fluthen waren ihnen zuvorgekommen, sie verschlangen die Straßen und sprengten Brücken und Dämme. Zwischen Hecken und Zäunen hindurch gleitet ein lecker Kahn; ein flüchtig zusammengebundenes Floß, mit Menschen besäet, treibt mit dem Strome hin; sie wenden sich rückwärts, aber der Abschiedsblick fällt nicht mehr auf den heimathlichen Herd; die unbarmherzigen Wellen haben ihn schon verschlungen.

Der Tag bricht an und beleuchtet ein thränenwerthes Schauspiel; ringsumher, so weit das Auge reicht, eine schäumende See, mit Leichen und Trümmern besäet. Die Klage des Menschen ist verstummt, aber die Wuth des entfesselten Elementes, mit dem sich der Sturm verbündet, ist noch nicht gebrochen. Die Wogen thürmen sich übereinander; sie verschlingen die Dörfer und rauschen durch die Straßen der Städte. Die Lager des Feindes verschwinden; seine Reiterschaaren sprengen in wilder Unordnung dahin; die gefürchtesten Armeen Ludwigs XIV. ziehen sich immer weiter nach den Grenzen. Die Holländer stehen keinem Feinde mehr gegenüber; ihnen gehört der Kampfplatz; aber dieser ist Nichts als eine öde Wasserwüste.

3. Seldentod zur See.

Angestrahlt vom jugendlich-frischen Morgen wogte das mittelländische Meer um das blühende Gestade Sicilien's. Die Luft war von Balsamdüften durchhaucht, und der Delfin glitt leise durch die tiefblauen Wellen.

Es war der 25. April. Auf der Höhe von Catania, im Angesichte des rauchenden Aetna, schwamm die französische Flotte, die den Hafen von Syrakus verlassen hatte, um dem holländischen Admiral, der auf dieser Höhe kreuzte, abermals die Schlacht zu bieten.

Auf dem voransegelnden Schiffe „Le Saint Esprit“, einem Dreidecker von neunzig Kanonen, befand sich der Admiral Duquesne, dem der Ober-Befehl dieser Station anvertraut war. Ihm folgte zunächst „Le Saint Michael“, unter dem Commando des Marquis de Preuilly d'Humières und der Capitain Beaulieu mit dem Neunzig-Kanonenschiff „Le Conquérant.“ Zwanzig andere Schiffe folgten in majestätischer Haltung, und die beiden Brandschiffe „Notre-Dame de Lumière“ und „Notre-Dame de Chapelet“ machten den Beschluß.

Dieser wohlgeordneten Streitmacht entgegen segelte der hollän-

dische Admiral de Ruiter mit seinen achtzehn Schiffen. Ihm zunächst hielten der Vice-Admiral de Haan und die Capitaine Graf Stierum und Miegang. Die Brise war nur mäßig, und die Segel hielten sich kaum gefüllt; obgleich beide Flotten einander entgegen segelten, kamen sie sich doch nur langsam näher. Die Spanier hielten sich mit ihren Fahrzeugen bedeutend im Ruf.

Nachmittags um 4 Uhr befand sich de Ruiter dem französischen Admiralschiffe gegenüber. Die beiden Befehlshaber erwiesen sich den üblichen Ehrengruß, und sogleich begann der Kampf mit eiserner Hartnäckigkeit. De Ruiter stand hochaufrecht inmitten des furchtbaren Kugelregens, ebenso Duquesne; sie wichen nicht von dem Ehrenplatze und leiteten die Schlacht mit ihren Blicken.

Der Capitain des holländischen Admiralschiffes, Gerhard Kallenburg, trat zu dem Admiral: „Wenn meine Bitten etwas über Euch vermögen, edler Herr, so verlaßt diese Stelle; Ihr setzt Euch allzusehr aus, und wie ich behaupten mag, ohne Noth. Der Kampf ist durchaus regelmäßig, und unsere Schiffe sind durch Nichts bedroht. Laßt mich einen Augenblick Eure Stelle einnehmen.“

„Mit nichten, Capitain!“ antwortete de Ruiter schnell. „Laßt mich auf meinem Platze. Hurrah, meine Jungen; Ihr schlagt Euch tapfer für des Landes Ehre! Bald werden wir entern können. Wer kommt da?“

„Das ist die Fregatte des Ritters Tourville, Herr Admiral! Es ist einer der tapfersten Officiere Frankreichs. Capitain de Wildt bietet ihm die Spitze.“

„Mein wackerer de Wildt wird schon fertig mit ihm,“ entgegnete de Ruiter lächelnd. „Was ist die Glocke, Capitain Kallenburg?“

„Gerade fünf Uhr, Herr de Ruiter, der Mann am Steuer wendet das Glas.“

„So schlagen wir eine Stunde! Wenn abermals eine Stunde vorüber sein wird“

Der Admiral unterbrach sich; eine Kugel war über das Deck geflogen und schlug an: „Weh! Was ist das!“

„Am Gotteswillen, Herr de Ruiters!“ rief der Capitain erbleichend. „Ihr seid . . .“

„Bleibt still!“ befahl de Ruiters leise. „Kommt näher, damit ich mich auf Euch stütze, ehe Jemand etwas merkt. — Feuer! Hurrah!“

Der Capitain war seinem Führer ganz nahe getreten und stützte ihn, soviel er es vermochte. „Wie fühlt Ihr Euch, edler Herr!“ —

„Gut! — Recht gut, mein Junge! — Aber . . . Was ist das? Mir dunkelt's vor den Augen! Helft!“ Und mit diesen Worten sank er ohnmächtig zusammen.

„Der Admiral ist verwundet! Der Admiral ist verwundet!“ ertönte es gleich darauf vom Halbdeck bis zur Schanze. Vom ersten Officier an bis zum letzten Deckläufer traf diese Nachricht wie ein Todespfeil in jedes Herz; aber außer sich über ein solches Leid, verdoppelte Jedermann seine Anstrengungen, und die Franzosen wurden mit zweifacher Wuth angegriffen.

Michael de Ruiters ward in seine Kajüte hinabgetragen; die Aerzte eilten zu seiner Hilfe herbei. Sein linker Fuß war zerschmettert, und im Niederstürzen hatte er sich am Kopfe bedeutend verwundet. Er litt die heftigsten Schmerzen, als man ihm den Verband anlegte; aber er verzog keine Miene und bat die Umstehenden freundlich, sie möchten sich doch nur seinetwegen nicht ängstigen.

Auf allen holländischen Schiffen war nach und nach die Trauerkunde angelangt, und mit der heftigsten Erbitterung warfen sich Soldaten und Matrosen dem Feinde entgegen; die französische Linie ward zum Weichen gebracht, und als die Schlacht vier volle Stunden gedauert hatte, mußte der stolze Duquesne es über sich

gewinnen, den Befehl zum Rückzuge zu ertheilen. Die Franzosen machten Segel auf und trieben mit dem Winde ab, nicht ohne von den Holländern lebhaft verfolgt und angegriffen zu werden.

Unterdessen war das holländische Admiralschiff nach dem Hasen von Syrakus abgegangen und legte sich hier vor Anker, indem man jedes mögliche Mittel aufbot, um die Schmerzen des geliebten Verwundeten zu lindern und jede Gefahr, die ihn etwa bedrohen könnte, abzuwenden. Drei Tage gingen unter Angst und Schrecken, unter Hoffen und Erwarten vorüber.

Mit Rührung sah de Ruiter die Bemühungen seiner edlen Freunde, die sich mit ängstlicher Sorgfalt um ihn beschäftigten; sein Blick ruhte auf ihren verstärkten Gesichtern, und er konnte den Thränen nicht wehren. „Ich danke Euch, Kinder,“ sprach er matt. „Ihr sollt Euch nicht über die Gebühr um mich bemühen. Geht und ruht aus von Eurem schweren Tagewerk. Gerhard Kallenburg, bleibt Ihr bei mir.“

Die Uebrigen entfernten sich, und der Capitain ließ sich am Bette des Admirals nieder: „Ich habe sie fortgeschickt, Gerhard, um mit Euch allein zu sein. Es ist ja doch Alles unnütz.“

„Das wolle Gott nicht, daß ihr so trüben Gedanken Raum gebt!“ sprach erschrocken der Capitain.

„Es ist aber so. Jetzt erfüllt sich die dunkle Ahnung, die in mir aufstieg, als ich die holländische Küste vor meinen Blicken entschwinden sah; ich wußte wohl, daß ich sie nicht wiedersehen würde.“

„Laßt Euch nicht von einer so finstern Ahnung beherrschen.“

„Finster? Es wird vielmehr Tag! Bisher lag es wie Blei auf meiner Brust. Ich konnte die Last nicht loswerden, die mich niederbeugte; jetzt ist sie abgewälzt. Ich weiß, daß ich hier sterben werde. Laßt mir den Westhovius rufen.“

Der Capitain that, wie ihm geheißen wurde; dann kehrte er zu dem Krankenbette zurück.

„Ihr sollt nun auch gehen, mein Freund,“ sagte de Ruiter; „denn zu dem, was ich Gott in meiner Todesstunde vertrauen will, brauche ich keinen weltlichen Zeugen. Haltet Euch aber mit den Uebrigen in der Nähe auf, damit ich Euch noch einmal sehe, bevor ich scheide.“

Kallenburg that, wie ihm geheißen wurde, und machte Raum für den Prediger Westhovius, der so eben in die Kajüte trat.

„Kommt näher, ehrwürdiger Herr!“ sprach de Ruiter langsam, „ich will in Eurer Gegenwart mich zum Tode bereiten. Ihr glaubt doch an meinen Tod?“

„Ja!“ sprach mit tiefer Rührung der Geistliche. „Ich glaube daran! Der Herr, der über Leben und Tod gebietet, setzt Eurem Laufe das Ziel; hier ist das Ende Eurer irdischen Laufbahn!“

„Ich wußte es wohl.“

„Selig sind, die in dem Herrn sterben,“ sprach Westhovius, „und das thust Du, edler Held, denn Du hast dem Herrn gelebt. Ueber ein Kleines wirst Du seine Stimme vernehmen, und er wird Dir sagen: Wahrlich ich sage Dir, noch heute wirst Du mit mir im Paradiese sein.“

„Das ist mein Trost und meine Zuversicht! Ich bin mir bewußt, daß ich mich nie meines Glücks überhoben habe, und ich sage zu Gott: „Es ist mir lieb, daß Du mich gedemüthigt hast, daß ich Deine Rechte lerne.“

„Hast Du keine Sehnsucht nach den Deinen?“ fragte Westhovius. „Willst Du nicht von ihnen reden und ihnen durch mich Deine letzten Wünsche kund thun?“

„Ich denke ihrer in jeder Minute, ich spreche es nur nicht aus,“ entgegnete de Ruiter. „Als ich von Amsterdam schied, habe ich herzlichen Abschied von ihnen genommen; für ihr irdisches Wohl ist gesorgt. Mein reichster Segen ruht auf ihnen, und wenn Du zu ihnen kommst, Westhovius, breite Du, statt meiner, die Hände segnend über sie aus.“

„Ich will es redlich erfüllen.“

„Es ist vorüber! Glaubst du, Diener des Herrn, daß Gott mir gnädig sein und mir meine Sünden vergeben werde?“

„Du bist redlich und fromm gewesen Dein Lebenslang! Geh' mit Gotteskraft Deiner wahren Heimath entgegen, Du stehst entsündigt vor ihm!“

„So reiche mir die letzte Labung, den letzten Tropfen aus dem reichen Quell des ewigen Erbarmens.“

Der Prediger ordnete mit Würde die heiligen Gefäße und reichte dem Sterbenden das Blut und den Leib des Herrn. Dann aber erhob er die Hände und sprach: „Der Herr segne Dich und behüte Dich! Er erhebe sein Angesicht auf Dich und sei Dir gnädig. Er erhebe sein Angesicht über Dir und gebe Dir Seinen Frieden.“

De Ruiter betete: „Deine Fluthen rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brausen; all' Deine Wasservogen und Wellen geh'n über mich. Der Herr hat des Tags verheißt seine Güte, und des Nachts singe ich ihm und bete zu Gott, meines Lebens Hort.“ Er lag still und ruhig da; in diesem Augenblicke fühlte er sich schmerzlos. Er wandte das Angesicht zu dem Geistlichen: „Setzt zu den letzten irdischen Geschäften; seid so gut und ruft mir die Freunde.“

Der Vice-Admiral de Haan und die übrigen Capitaine traten ein. Michael de Ruiter lächelte ihnen zu: „Nun, meine Freunde, es gilt den ewigen Abschied! Hört meine letzten Anordnungen. Ihr, de Haan, übernehmt nach mir das Commando; Graf von Swieten rückt in Eure Stelle ein, und mein guter Kallenburg wird Schout-by-Nacht. Meldet dem Prinzen von Oranien und den General-Staaten meinen Tod. Allen Officieren der Flotte, die ich jetzt nicht um mich versammeln kann, bringt meinen herzlichsten Dank für ihre Ergebenheit und Treue! Aller Seeleute, die je mit mir an Bord eines Schiffes gelebt, gedenke ich in Liebe und wünsche ihnen

Frieden und Freude. Ich habe nie einen Feind gekannt und mit der Welt in stetem Frieden gelebt; wäre aber Jemand, den ich wissentlich gekränkt hätte, so bitte ich es ihm reumüthig ab.“

„Schont Euch, de Ruiter! Schont uns!“ bat Gerhard Kallenburg.

„Admiral de Haan!“ fuhr de Ruiter nach einer Pause fort. „Ihr seid mein Nachfolger im Amte; führt es mit Kraft. Mein Secretair wird Euch die geheimen Instructionen übergeben, richtet Euch streng darnach. Vor Allem aber, Ihr Herren, vor Allem wahr die Ehre unserer Flagge; sie sei Euch heilig! Schwört mir, daß Ihr sie mit Eurem Leben beschützen wollt!“

„Wir schwören!“ entgegneten die Officiere mit gewaltsam unterdrückter Rührung.

„Ich danke Euch! — Nun bin ich bereit! Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist! — Willem de Haan, Ihr sollt mir die Augen zudrücken.“

Willem de Haan trat zu dem Ruhebette des Sterbenden und beugte sich voll Rührung über ihn.

„O Tag des Schreckens!“ sprach Kallenburg vor sich hin. „Er stirbt!“ schrie nach einer Pause Willem de Haan.

„Es ist vollbracht!“ sagte Westhovius. „Herr! nimm seinen Geist auf.“

Das Schiff hatte mit dem Winde vor seinem Anker gewendet und lag mit dem Spiegel nach Westen. Durch die Fenster fiel ein Strahl der sinkenden Sonne und umleuchtete das Antlitz des Helden, auf welchem ein Lächeln der Verklärung schwebte.

Gerhard Kallenburg ging hinaus, um voll tiefer Rührung die Flotte von dem Geschehenen durch einen Tagesbefehl in Kenntniß zu setzen. Der Secretair des Admiralschiffes aber schrieb in das Logbuch:

„Bei von Syracus. Michael Adrianson de Ruiter, Lieutenant-

Admiral-General von Holland und Westfriesland, Ritter des goldenen Vlieses und des St. Michaels-Ordens, starb heute am 29. April, Abend 7½ Uhr, in Folge der vor Catania empfangenen Wunde.“

Am Ufer war zu derselben Stunde eine laute Bewegung. Das Volk jauchzte dem Vice-Könige von Sicilien, Marquis von Villafranca, entgegen, der eine geschmückte Staatsbarke bestieg und, begleitet von einem glänzenden Gefolge, sich nach dem holländischen Admiralschiffe begab.

Die Officiere empfingen den hohen Gast mit Ehrerbietung und verkündeten ihm, was geschehen.

„Das wolle Gott nicht!“ rief der Vice-König erschrocken. „Ich komme im Namen Seiner Allerkatholischen Majestät, um ihn mit hohen Ehren und Würden zu schmücken . . .“

„Ihr kommt zu spät!“ unterbrach ihn Gerhard Kallenburg mit tiefer Rührung.

Man begab sich in die Kajüte. Gedankenvoll stand der Marquis von Villafranca vor dem Todten. „Spaniens erhabener König hat den Heldengeist erkannt, der in ihm wohnte, und wußte ihn zu würdigen,“ sprach er zu den Umstehenden. „Wir wollten ihn mit äußern Ehren schmücken, aber er bedarf ihrer nicht mehr. So möge denn, was ihn vor Tausenden erheben sollte, seinen Sargdeckel zieren.“ Er winkte. Zwei Pagen des Vice-Königs stellten ein Tabouret zu Häupten des Lagers und legten den Herzogshut darauf, zwei Andere breiteten den Herzogsmantel über den Todten aus. Tiefe Stille herrschte während dieser Ceremonie.

Da fiel der erste Trauerschuß am Bord des Admiralschiffes; nach einer Minute folgte der zweite und die übrigen in gleichen Pausen. Der dumpfe Schall der Geschütze fand sein Echo in den fernsten Meeren, die je von einem niederländischen Kiele durchfurcht sind; der trübe Klang der Trauerbotschaft aber tönte in dem Herzen jedes echten Niederländers nach.